

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 7 (2000)
Heft: 81

Rubrik: Flaschenpost

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FLASCHENPOST

von Luzia Vetterli (Text) und Jérôme Brugger (Bild)
aus Chennai (Madras)

Luzia Vetterli, Jahrgang 1981, derzeit Praktikantin
auf der Stadtreaktion

«St. Galler Tagblatt»

Jérôme Brugger, Jahrgang 1980,
studiert Geschichte in Bern



KOPFLOS UND KUSSFREI

Ganesh ist der Lieblingsgott der Südinder. Ganeshs Reittier ist ein Dackel. Und er hat einen Elefantenkopf. Nicht der Dackel, der Gott. Als Ganesh sich eines Morgens unschuldig und nichts Böses ahnend im Gemach seiner Mutter, der Göttin Parvati, aufhielt, wurde er von seinem Vater entdeckt, der ihn ziemlich voreilig köpfte in der irrigen Annahme, es handle sich um einen Liebhaber Parvatis. Als der Vater des Irrtums gewahr wurde, blieb ihm nichts anderes übrig, als auf die Suche nach einem neuen Kopf für seinen Sohn zu gehen. Zu Ganesh' Glück – und des Tieres Unglück – fand sich bald ein Elefant.

Ganeshs Vater ist Shiva, der Zerstörer, man wird ihm also sein etwas aufbrausendes Gebaren verzeihen können. Shivas Reittier ist eine Kuh. Kühe sind heilig in Indien – so weit stimmt die Vorstellung noch, die so mancher (wir waren da keine Ausnahme) von Indien hat. Die Heiligkeit allerdings bringt auch nur gewisse Vorteile: wenigstens wird man als indische Kuh nicht geschlachtet und verspiesen, man gehört auch niemandem, kann also ein freies Kuhleben führen. Was allerdings oft nicht so einfach ist. Man läuft zum Beispiel dauernd in Gefahr den zweifelhaften Fahrkünsten der indischen Bus-, Rikscha-, Taxi-, und LKW-Fahrern zum Opfer zu fallen. Denen sind nämlich nicht mal die Kühe heilig.

Zum Glück nehmen es die Inder mit dem Abfallentsorgen nicht allzu genau, so dass die Kühe zumindest keine Probleme haben, was die Nahrungsbeschaffung betrifft. Sie müssen sich nur vor «übermässigem Konsum von Polyethylensäcken» hüten, sonst widerfährt ihnen dasselbe Schicksal wie den zehn Kühen, die gemäss einem Bericht in der «India Times of Chennai» nach dem Genuss eben dieses spezifischen Abfalls den Vergiftungstod erlitten.

PLEASE DO NOT LITTER

Lässt man sich auf das Thema Abfall ein, kommt einem sofort die indische Logik in die Quere. Auf Chennais belebtester Marktstrasse häuft sich der Abfall: Plastiksäcke, Gemüseabfälle, Trinkbecher, Zeitungsfetzen – und mittendrin ein völlig leerer kreisrunder Betonring, der anscheinend als Mülleimer gedacht wäre, denn ihn schmückt ein Schild mit der Aufschrift «please do not litter, keep our city clean».

An Gestank und Dreck gewöhnt man sich schneller als man denkt, wahrscheinlich trägt auch der wundervolle Charme der Stadt dazu bei. Farben, Gerüche und Geräusche sind noch satter und exotischer als im Norden des Landes, die Menschen noch freundlicher und neugieriger. «Which country?» oder «What's your name?» werden wir immer wieder gefragt. In einem Restaurant – eher eine Art Bistro, offen zur Strasse hin – werden wir freudig willkommen geheissen, und man bringt uns sofort ein grosses Bananenblatt, auf dem das Thali, das am Mittag übliche Reisgericht, serviert wird. Als Nächstes kommen mindestens acht Schälchen mit Saucen, Gemüse, vegetarischem Curry und Curd (Joghurt) – letzteres eignet sich besonders gut zum «Entschärfen». Dazu ein Riesenberg Reis und ein dünnes Brot, das wie das salzige Pendant zu unseren «Öhrli» aussieht. Das Essen von Hand hat seine Tücken, zumal man nur die Rechte brauchen darf, doch mit ein bisschen Übung klappt, wenn es auch nicht ganz so elegant aussieht wie bei den Einheimischen: Der Wirt jedenfalls ist ganz entzückt, dass wir den von ihm geflissentlich gebrachten Löffel verschmähen. Auf dem Tisch stehen Wassergläser bereit. Man darf allerdings beim Trinken den Becherrand nicht mit den Lippen berühren: Ein Hinweis darauf, dass das Kastendenken immer noch präsent ist, obwohl ein Fremder wenig davon merkt.

In Indien kann man unmöglich mehr als 20 Minuten für das Essen aufwenden. Kaum hat man sich gesetzt, fragt der Kellner nach den Wünschen, kaum hat man bestellt, kommt die Mahlzeit, kaum ist man fertig, zieht einem der Küchenjunge das Bananenblatt unter der Nase fort, die Rechnung ist schon auf dem Tisch, und ehe man es sich versieht, steht man wieder auf der Strasse – sehr zu unserem Leidwesen: Wie oft haben wir uns in diesem Land, wo es überall von Leuten wimmelt, wo der Verkehr nie ruht und es nie still ist, ein ruhiges Strassencafé zum Verschnaufen gewünscht.

Sogar als wir am Sonntagabend beschliessen, einen Abendspaziergang am Strand entlang zu machen, täuschten wir uns, wenn wir Ruhe und Friede erwarteten. Vor lauter Leuten sieht man fast den Sand nicht mehr. Ganze Familien sitzen auf den Dünen, Frauen (in vollem Sari) und Kinder planschen im Wasser, es hat fliegende Händ-



ler, die Samosas, Zuckerwatte und Erdnüsse anbieten und Stände, an denen allerlei verkauft wird. Wir sind die einzige Weissen weit und breit und werden mindestens zehnmal gefragt, ob wir so freundlich wären und für ein Foto posieren würden. Als es dämmt, werden überall Gaslampen, Kerzen und Leuchtgirlanden angezündet und der ganze Strand verwandelt sich in einen Jahrmarkt – bis zum nächsten Stromausfall.

ANANAS, NEONLÄMPCHEN UND SARIS

Chennai ist riesig, über 6 Millionen Menschen wohnen hier. Und doch, wer durch die schmalen, verschlungenen Gassen streift, kann schwer glauben, dass es die viertgrösste Stadt Indiens ist. Alles hat einen irgendwie povinziellen Anstrich, es scheint weniger Bettler zu haben, und die Leute machen einen weniger geschäftigen Eindruck als in Grossstädten wie Bombay, Delhi oder Bangalore. Der Anschein trügt nicht, schliesslich war Chennai, oder Madras wie es zur Zeit der Briten hiess, nicht von jeher eine Stadt, sondern wuchs aus vielen kleinen Dörfern zusammen. Es gibt kein richtiges Zentrum, und um zum grossen Bazar zu kommen, brauchten wir im Autorikscha eine gute halbe Stunde. Auch der Bazar besteht eigentlich aus vielen kleinen Teilbazaren: Eine Strasse ist den Juwelieren vorbehalten, die nächste wird vielleicht von Veloflickern oder Kesselhändlern bevölkert, in wieder einer anderen türmen sich die Früchte: Orangen, die eine schwefelgrüne Farbe haben, Bananen in allen Grössen, manche so klein wie ein Daumen, Granatäpfel, Paradiesäpfel, Ananas, alles liebevoll zu kleinen dekorativen Pyramiden aufgeschichtet.

Am nächsten Stand wird der übliche Kitsch angeboten, den die Inder auch wirklich zu kaufen scheinen: Armreifen in allen Farben, von denen jede Frau mindestens zehn trägt, billige Armbanduhren, Plastikspielzeug, mit Neonlämpchen verzierte Götterbilder und natürlich Kämmen. Die indischen Herren der Schöpfung sind nämlich sehr eitel und frisieren sich etwa alle zehn Minuten.

Aber das Schönste an diesem kunterbunten Gewühl sind die grossen «Silk and Saris»-Einkaufszentren. Drei Stockwerke, in denen geschäftige Verkäufer herumrennen, eifrige Frauen, die mit kritischem

Blick die Stoffe befühlen, Ehemänner, die gelangweilt dabeistehen und Tische und Tresen über und über mit den farbigsten und vielfältigsten Stoffen beladen. Das einzige, was allen gemein ist, ist die Länge: 5,5 Meter – man kann sich wohl vorstellen, dass es eine Kunst ist, eine solche Menge Stoff um sich herumzuwickeln.

WÜSTENROMANTIK UND LAUTSTARKES PUBLIKUM

Obwohl schon hinlänglich bekannt sein dürfte, dass Indien die grösste Filmindustrie der Welt betreibt, wissen die wenigsten, dass das eigentliche Zentrum der Filmproduktion nicht Bollywood (Bombay), sondern Chennai ist: rund 300 Tamil und Telugu Filme werden hier pro Jahr gedreht. Auch wir können uns dem Zauber nicht entziehen. Schon das Äussere des Kinos ist spektakulär: baumhohe Filmplakate prangen überall, natürlich alle handgemalt, wie übrigens sämtliche Werbeflächen in dieser Stadt. Das «Movietheatre» heisst «Mini Albert» – reichlich unpassend, es fasst über tausend Leute – und die teuersten Plätze kosten Fr. 1.50. Der Film ist in Tamil, ohne Untertitel, die Story aber derart banal, dass man sie auch so versteht: Ein indischer Jüngling lebt auf dem Land, ist dort glücklich und will auch ein schönes Mädchen aus dem Dorf heiraten, alles scheint perfekt, bis dass er erfährt, dass er eigentlich adoptiert ist, und ihn seine leiblichen Eltern, eine reiche Stadtfamilie, nun wieder zu sich holen wollen.

Also alles in allem ganz amüsant, nach drei Stunden aber doch etwas zuviel des Guten, wäre da nicht die Musik: Die Filme unterliegen einer strengen Zensur und jegliche Kusszenen sind verboten, also gibt es an der entsprechenden Stelle eine Show und Tanzeinlage mit mindestens hundert Tänzern und Tänzerinnen vor traumhaften Kulissen, etwa in der Wüste oder am Meer. Die Kleider und Kostüme der Frauen sind sagenhaft, überhaupt sind die Schauspielerinnen immer wahre Schönheiten, nur die männlichen Hauptdarsteller lassen einiges zu wünschen übrig. Die Inder lieben das Kino – sie schämen sich nicht lauthals zu lachen, zu klatschen oder ihrer Empörung Luft zu machen. In der Pause müssen wir feststellen, dass in diesem Land sogar das Popkorn scharf ist.